



weltgeschichten

Take ist easy at 78°N –

■ Vom Studieren und Leben in der Arktis

„**T**he World's Northernmost ...“ – Mit diesem Titel versucht fast jeder in Longyerbyen auf sich aufmerksam zu machen und tatsächlich gibt es wohl kaum fünfhundert Menschen, die das ganze Jahr über weiter nördlich verbringen als die zweitausend Einwohner der Hauptstadt von Spitzbergen.

Wer sich die Mühe machen möchte, einen Atlas zur Hand zu nehmen, wird feststellen, dass Spitzbergen die größte Insel des Svalbard Archipelago ist, der nordwestlich vom skandinavischen Festland auf halbem Wege zum Nordpol liegt. Aufgrund ihrer Tiefe wird die Framstraße zwischen Svalbard und Grönland zur wichtigsten Verbindung zwischen dem Nordatlantik und dem arktischen Ozean. Durch diese Meerenge fließt das warme Wasser des Golfstromes bis hin zum Nordpol und verwandelt sich dort zum kalten Tiefenwasser, um schon bald die Rückreise zum Äquator anzutreten. Dieser Jahrhunderte dauernden, globalen Zirkulation verdanken wir nicht nur unser gemäßigtetes Klima in Birkenfelde, das warme Wasser des Golfstromes sorgt auch dafür, dass Svalbard nicht dauerhaft von einer meterdicken Eisschicht überzogen ist. Trotz der monatelangen Polarnacht sind die Temperaturen auf Spitzbergen im Winter sogar höher als in Alaska, Lappland oder Sibirien.

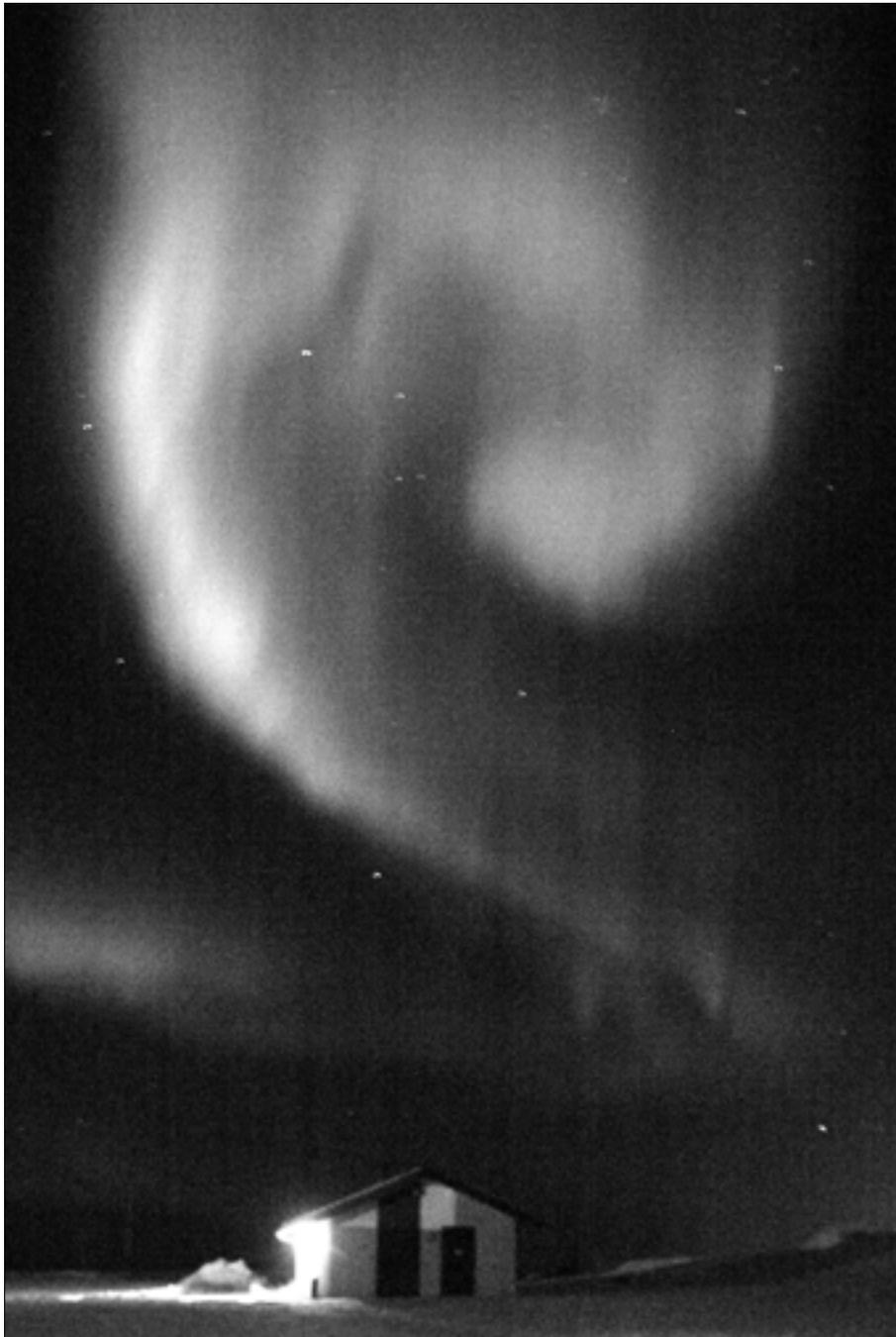
Deshalb darf Longyearbyen sich stolz nördlichste Stadt der Welt nennen und wird nur von der kleinen Siedlung Ny Ålesund übertroffen, in der rund fünfzig Wissenschaftler oberhalb

des achtzigsten Breitengrades ihr wissbegieriges Unwesen treiben.

Aber warum, wieso, weshalb?! Schon im ersten Semester an der Uni im langweiligen Bremen war mir klar, dass nach einem unspektakulären Studium der Physik mal wieder etwas Spannendes folgen sollte. Während der Schulzeit hab ich mich nicht getraut für ein Jahr der Heimat den Rücken zu kehren und auch meinen Zivildienst leistete ich im gleichen Kindergarten ab, in dem ich schon mit vier Jahren meinen Vormittag verbracht hatte. So war es denn mein Ziel, nach dem Vordiplom endlich das Weite zu suchen und nicht nur auf Fahrt meine Wäsche selbst zu waschen. Und eines gottgesegneten Tages erzählt mir eine Freundin in der Mensa von ihrer Freundin, die gerade vom Auslandsstudium auf Spitzbergen zurück sei und ach ja, es gäbe auch eine Internetseite des Instituts, Studiengebühren hätten die auch keine und sowieso wäre es ganz toll dort. Zwei Wochen später war ich immatrikuliert, drei Wochen später hatte ich eine ungefähre Ahnung davon, was mich im nächsten Jahr erwarten würde. Mittlerweile geht das erste Semester zu Ende und in zwei Wochen fahre ich zum Weihnachtsurlaub in den Süden, nach Norddeutschland. Zeit für ein erstes Resümee im Ostrakon.

Eigentlich ist Loneyearbyen ein ganz normales mitteleuropäisches Dorf. Es gibt eine Kirche, eine Schule, ein Kino, einen Supermarkt, eine Sporthalle, einen Segel- und Surfclub, drei

links: Polarlicht
, magisches
Schauspiel



Fotos von Tore



Kneipen, eine Menge Autos, eine Straße und ein regionales Wochenmagazin. Darüber hinaus ist Longyearbyen sogar eigentlich wie eine ganz normale Kleinstadt, schließlich gibt es auch ein Kraftwerk, einen Flughafen, ein Krankenhaus, eine Uni und einen Hafen. Aber irgendetwas ist anders. Schon nach zwei Wochen trifft man nur noch die gleichen Leute im Supermarkt, es gibt insgesamt nicht mehr als 40 Kilometer Straße, die man befahren könnte, alle Studenten kommen zu Fuß oder mit dem Radl zur Uni und entweder geht die Sonne niemals unter oder sie schafft es gar nicht erst über den Horizont. Außerdem sind die vier umliegenden Siedlungen entweder per Flugzeug und Helikopter, zu Fuß oder im Winter per Schneemobil zu erreichen aber da

wohnt sowieso fast niemand den man besuchen könnte.

Während ich noch keine verschlossene Auto- oder Haustür gefunden habe, jeder Student einen eigenen Schlüssel zur Uni hat und jemand, mit dem ich mich anderthalb Stunden unterhalten habe, mir sein Auto für eine Woche auslieh, wird jeder, der den Ort verlässt, dazu aufgefordert, eine Waffe mit sich zu tragen, um sich im Notfall gegen einen hungrigen Eisbären wehren zu können. Letzte Woche habe ich mir selbst ein Gewehr gekauft. Nachdem die deutschen Truppen vor fünfzig Jahren die Insel besetzt hatten, sind die alten Mauser K98 Gewehre aus den Reichswaffenschmieden heute beliebt bei wanderfreudigen Studenten. Einen lebenden

Eisbären habe ich aber glücklicherweise bisher nur im Zoo in Bremerhafen gesehen.

Ein bisschen kälter als zu Hause ist es auch, vor allem aber windiger. Auch im Polarsommer mit +5° Celsius Durchschnittstemperatur und Sonnenschein von Mai bis September geht hier niemand ohne winddichte Jacke aus dem Haus. Jetzt, wo der Winter kommt, sind Skibrillen und elektrische Stirnlampen der letzte Schrei. Wer sich auf ein Schneemobil setzt, sieht meist so ähnlich aus wie Neil Armstrong, kurz, bevor er seinen dicken Stiefel auf den Mond setzt. Die Durchschnittstemperatur liegt nunmehr bei -15° Celsius und von Mitte November bis Anfang März sind es nur der Mondschein und die Polarlichter, die den Horizont erhellen.

Die Studentenwohnsiedlung „Nyben“ liegt etwa dreieinhalb Kilometer vom Stadtzentrum entfernt am Fuße unseres Hausgletschers „Longyearbreen“. Neben der Uni findet in unseren zwölf Gemeinschaftsküchen der größte Teil des sozialen Lebens statt. Die meisten kommen für ein oder zwei Semester, ein paar schreiben sogar ihre mehrjährige Doktorarbeit in der Arktis. Ein vollständiges Studium kann man hier allerdings nicht absolvieren. Die Hälfte der knapp hundert Studenten sind Norweger, die andere Hälfte ist querbeet europäisch, es gibt auch zwei Amerikaner und Soga Sato, den Japaner. Er ist nur hierher gekommen, um einmal das Polarlicht zu sehen. Darüber hinaus ist er ein Riesenspaßvogel und macht prima Sushi! Bei knapp hundert Studenten, die sich nicht wirklich aus dem Weg gehen können, ist es schwer, Geheimnisse zu bewahren und manchmal fühlt es sich einfach an wie auf einer langen, guten Fahrt. Auf den vielen Wander- und Skitouren wachsen schnell Freundschaften und oft gibt es gemütliche Abende mit herrlichen „social din-

ners“. Ich fühle schon jetzt, dass es im nächsten Sommer schwer sein wird, diesen Platz, an dem das Leben so einfach scheint, zu verlassen und wieder getrennte Wege zu gehen.

Unsere Wohnungen sind ehemalige Bergarbeiterbaracken. Seit der Besiedelung vor rund hundert Jahren ist der Bergbau auch heute noch der größte Arbeitgeber des gesamten Archipels, fast alle Wohnhäuser in Longyearbyen gehören Norwegens größter Mienengesellschaft Store Norske, die in der etwa 17 Flugminuten entfernten Sveagruva ungefähr 300 Millionen Tonnen Kohle jährlich abbaut. Besonders im Sommer wird dieser Flecken Erde aber zunehmend für Touristen interessant. Sie nehmen an professionell aufgezogenen Gletscherwanderungen und Hundeschlittentouren teil oder kommen für ein paar Stunden von ihrem Kreuzfahrtschiff in die Stadt, um sich eine Banane im nördlichsten Supermarkt der Welt zu kaufen. Und natürlich gibt es noch die Wissenschaft, denn es ist die Geophysik, genauer gesagt die Atmosphärenphysik und Ozeanografie, die mich an diesen Ort geführt hat oder anders herum, mir einen Aufenthalt hier überhaupt erst ermöglicht hat. Mittlerweile blicke ich jedoch ein bisschen über den Tellerrand der Uni hinweg und habe zusammen mit einer Schwedin die Pflege von fünf Islandponys übernommen, deren Eigentümer bis Februar als Ingenieur in der norwegischen Troll Station auf der anderen Seite der Kugel in der Antarktis tätig ist. Zu Allerheiligen bin ich auch das erste Mal in der hiesigen Kirche gewesen und bin prompt auf eine Pfadfindergruppe mit vierjähriger Geschichte gestoßen. Gemeinsam mit einer Mutter eines Sipplings versuche ich mich mit gebrochenem Norwegisch in der Sippenarbeit und war sogar schon bei einer Sippenfahrt dabei. Außerdem habe ich bei einem hiesigen Bauunternehmer anheuern können

unten: Eisbärenwächter





oben: Ölfass im Schnee
 rechts: Erster einstündiger Sonnenuntergang Ende August
 rechte Seite oben: Inselfaxi
 unten: Die übliche Fahrtengruppe





und konnte durch ein wenig Trockenbau meine Miete vom eigenen Lohn bezahlen.

Ich bin derzeit sehr dankbar und glücklich darüber, dass ich hier sein kann und genieße die Unbekümmertheit des einfachen Lebens. Außer den bevorstehenden Prüfungen gibt es wenig, um dass man sich hier Sorgen machen kann. So viele Zwänge wie z. B. Mode, Terminstress, die letzte Straßenbahn nach Hause, Schlangen in der Mensa, zermürbende politische Auseinandersetzungen, Angst vor Terrorismus etc. pp. gibt es hier einfach nicht. Fast komplette Steuerfreiheit, hohe Subventionen vom norwegischen Festland und Undefiniertheit von „common sense“ machen das Leben fast zu einfach, um wahr zu sein. Aber trotz der anscheinenden Unbekümmertheit ist dies kein Platz von Dauer. Auch wenn die Flucht vor der heimatlichen Realität scheinbar der Grund vieler gewesen ist, hierher zu kommen, funktioniert sie nur, solange sie zeitlich begrenzt bleibt. Alles andere endet in perspektivloser Lethargie und Selbstaufgabe. Es ist so einfach, die Zeit zu vergessen, auszusteigen aus dem Fluss. Wahrscheinlich ist auch das der Grund, weshalb Alkohol nur rationiert verkauft wird

und auf Drogenkonsum die Verbannung von der Insel folgt. Dieser Platz ist perfekt für eine „Auszeit“, um mit sich und Gott ins Reine zu kommen, seine Kräfte zu sammeln und bald wieder in das Leben einzusteigen. Nicht umsonst gibt es hier keine Rentner, keinen Friedhof. Die Arktis ist Lebenserfahrung aber kein Platz, um seinen Lebensabend zu verbringen. So schön es auch ist, ich bin mir sicher, diesen Ort wieder zu verlassen. Am meisten vermisse ich den Geruch der Bäume, das Lagerfeuer und die Fahrtenlieder. ■

Infos über das UNIS-Institut, an dem auch ich studiere, gibt's unter www.unis.no, auf www.thinf.net habe ich selbst ein paar Geschichten und Bilder veröffentlicht.

*Gut Pfad,
Euer tore*



oben: Handelsüblicher Ökobeutel, Modell Bärenmarke.
rechts: Fackeln vorm Kreuz, Gedenken zu Allerheiligen





an dacht

Türen im Advent

Advent ist eine Zeit der Türen. Davon erzählt uns nicht nur der seit Kindertagen vertraute Adventskalender. Jeder Adventssonntag ist so etwas wie eine weitere Tür, die wir durchschreiten, bis wir am Ziel – Weihnachten – ankommen.

Warum aber so umständlich und langsam?

Warum machen wir nicht gleich die entscheidende letzte Tür auf?

Warum dieser lange Weg: Tür für Tür? Und das Jahr für Jahr?

Die langsame Annäherung macht Sinn. Vielleicht tut sie sogar not. Die Kinder haben uns von dieser Erfahrung ja bereits einiges gezeigt und erzählt!

Jeder Adventssonntag lässt mich vor einer neuen Tür innehalten. Ich unterbreche meinen Weg, bleibe stehen. Ich schärfe meine Sinne, werde still, um zu lauschen. Ich übe mich in der Ahnung, die über das hinausgeht, was ich jetzt sehe und weiß. Und wenn ich dann, nach einer Weile, die Tür öffne und ganz bewusst in den vor mir liegenden Adventssonntag hineingehe, kann ich eine Entdeckung machen. Denn jede Tür, jeder Adventssonntag, eröffnet mir einen besonderen Aspekt, schenkt mir einen besonderen Einblick in das, was das bedeutet: Gott wird Mensch.

Obwohl wir im Grunde wissen, worauf es hinausläuft, ist diese langsame Zeit der Annäherung an Weihnachten wichtig. Ich werde einfach einmal ausgebremst in dieser sonst so schnelllebigen Zeit. Ich werde daran erinnert, dass es eben manchmal nichts bringt, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, sondern dass es besser ist, Tür für Tür zu durchschreiten: bewusst, bedächtig, aufmerksam. Das Ziel ist die Begegnung mit Gott, der oft genug fern und unnahbar scheint, fremd und rätselhaft.

Tür für Tür kann ich mich auf diese Begegnung vorbereiten und mich auf das Wunder einstellen, dass sich mir zeigt, wenn sich schließlich die letzte Tür öffnet: die Stalltür von Bethlehem. Da kann ich dann sehen, wie menschlich Gott uns nahe kommt, wie schlicht und ohne jede Berührungsangst, und dass jeder und jede willkommen ist, auch ich.

Die Adventszeit, diese Zeit der Türen, sie hilft mir Jahr für Jahr mich einzuüben in echte Begegnungen. Sie führt mich in die Begegnung mit dem menschengeborenen Gott. Sie führt mich aber auch in die Begegnung mit anderen Menschen: behutsam, aufgeschlossen und erwartungsfroh. Die Adventszeit ist nun aber nicht nur die Zeit, in der wir uns von Tür zu Tür auf das Ziel hin bewegen können. Sie ist auch die Zeit, in der ich erfahre: Gott selbst öffnet und durchschreitet Türen zu uns hin. Denn was hilft mir mein Wille Türen zu öffnen, wenn der Schlüssel von innen noch steckt? Ich bin darauf angewiesen, dass der, der hinter der Tür wohnt, bereit ist mir zu öffnen.

Auch das ist die Botschaft der Adventszeit: Gott verschließt sich nicht. Er bleibt nicht für sich. Er macht sich auf. Keine Tür, die ihm Menschen einmal vor der Nase zugeschlagen haben, soll jetzt mehr trennen. Es soll nichts mehr geben, was zwischen ihm und uns Menschen ist.

Die Adventszeit, die Zeit der Türen, ist voller Einladungen Gottes, seine geöffneten Türen zu durchschreiten. Symbole wollen uns den Weg im Advent begleiten:

- Der **Engel** spricht es aus: Gott ist auf dem Weg!
- Der **Zweig** sagt es ohne Worte: Wo alles verloren scheint, schenkt Gott einen neuen Anfang.
- Das **Licht** leuchtet uns ein: Niemand ist von Gott verlassen.
- Der **Stern** trägt die Einladung in die weite Welt: Gott will sich finden lassen!
- **Ochs und Esel** erinnern uns: Gott wartet schon auf uns.
- Die **Krone** macht uns Mut: Gottes Einladung gilt allen Menschen.

Jedes Symbol ist gleichsam Tür und erinnert an die Türen, die Gott zu uns hin öffnet, und an die Türen, die wir im Advent durchschreiten. ■

Amen

Jesus Christus spricht:

Ich habe
für **Dich** gebeten,
dass
dein *Glaube*
nicht aufhöre.

LUKAS 22,32